

INHALT

MARC GRÜNBAUM Grußwort	6
RABBINER JULIAN-CHAIM SOUSSAN Auf den Schultern von Riesen. Erbe und Zukunft jüdischen Lernens in Frankfurt	8
GAD ARNSBERG Mit der Ungewissheit leben. Eine Art Zwischenbilanz	12
SALOMON KORN Sich selbst Heimat sein. Zum Gemeinschaftsgefühl der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main	18
HERMANN ALTER Schöne Erinnerungen	24
DIETER GRAUMANN Die Zeit heilt Wunder	36
MINKA PRADELSKI Wir haben nie miteinander gelacht	40
CILLY KUGELMANN Purim 1962 oder als wir begannen, uns als Juden zu verkleiden	46
MICHEL FRIEDMAN 75 Jahre Wiederbegründung Jüdische Gemeinde Frankfurt – Jubiläum 2023	52
SUSANNA KEVAL Die Jüdische Gemeinde Frankfurt am Main – ein Sehnsuchtsort? Ein persönlicher Text	56
MICHA BRUMLIK SEL. A. Frankfurt, der Antisemitismus und Ignatz Bubis	68
MANFRED LEVY Hallo Mister Präsident	72
RAPHAEL GROSS UND FRITZ BACKHAUS Das Jüdische Museum und die Jüdische Gemeinde Frankfurt am Main	78
DALIA WISSGOTT-MONETA Wie aus zwei eins wurde. Zuwanderungen und Herausforderungen in der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main	86
RABBINERIN ELISA KLAPHECK Der Frankfurter Minhag geht anders	92

DMITRIJ BELKIN	102
Ein jüdischer Hafen, oder ein Maispaziergang im Frankfurt Westend	
DMITRIJ KAPITELMAN	108
Abenteuerliche Juden	
HANNAH PEACEMAN	110
<i>Gelebter Pluralismus bedeutet immer auch Ambivalenz, Widersprüche und Reibung</i> – Mazal Tov, Jüdische Gemeinde Frankfurt	
SABENA DONATH	114
Von der Aura der Dinge	
LAURA CAZÉS	120
Geschützt, nicht geschlossen	
BIOGRAPHIEN DER AUTOR*INNEN	128

AUF DEN SCHULTERN VON RIESEN. ERBE UND ZUKUNFT JÜDISCHEN LERNENS IN FRANKFURT

Rabbiner Julian-Chaim Soussan

Die Liste der Rabbiner, die in Frankfurt am Main gelebt und die Gemeinde geprägt haben, ist lang – so lang, dass Paul Arnsberg ihr ein eigenes Buch widmete: *Neunhundert Jahre, Muttergemeinde in Israel: Frankfurt am Main 1074–1974 – Chronik der Rabbiner*. Doch ein Rabbiner wird dort nur am Rande erwähnt: HaRav Moshe Yehuda Schneider, sel. A. Er stammte aus Litauen und gründete 1917 in der Ostendstraße 18 eine Jeschiwa, die bald bis zu 80 Schüler zählte. Anfangs kamen diese vor allem aus Osteuropa, später auch aus Deutschland. Als die Jeschiwa 1935 in die Recheigrabenstraße 12 umzog, erkannte Rav Schneider bereits die zunehmende Gefahr. Er ergänzte den Unterricht um handwerkliche Kurse, um seine Schüler auf die Auswanderung nach Palästina vorzubereiten, und sandte seinen Sohn Rav Gedalja nach London, um dort eine neue Jeschiwa aufzubauen. Nach der Pogromnacht vom 10. November 1938, in der auch die Frankfurter Jeschiwa in Brand gesetzt wurde, floh Rav Schneider mit seinen Schülern nach England. Von dort schickte er 1951 Schlichim nach Marokko, um Jugendlichen ein Studium an seiner Talmudhochschule zu ermöglichen. Viele seiner Schüler wurden später bedeutende Rabbiner, einige sogar Roschei Jeschiwa.

1954 starb Rav Schneider nach schwerer Krankheit; sein Sohn Gedalja führte die Jeschiwa weiter. Im selben Jahr kam auch ein Junge aus Fez nach England – alle nannten ihn Jimmy. Er pflegte gern zu sagen:

„Ich bin mit Französisch und Arabisch aufgewachsen, und in England habe ich als dritte Sprache Jiddisch gelernt.“

Denn das war natürlich die Unterrichtssprache. Dieser Jeschiwa-Bocher wurde später selbst Rabbiner – und ist vor allem: mein Vater, Rabbiner Benjamin David Soussan (schlit'a). Als ich 2013 nach Frankfurt kam, bewegte mich das Wissen zutiefst, dass der Lehrer meines Vaters mit ihm zusammen knapp 75 Jahre zuvor aus genau dieser Stadt fliehen musste. Ich empfand eine große Verantwortung gegenüber den Generationen von Gelehrten, die ihr Leben für die Weitergabe jüdischen Wissens eingesetzt hatten – oft gegen äußeren Antisemitismus, manchmal auch gegen Widerstände aus den eigenen Reihen. Ich erinnerte mich an das Gleichnis, das Rabbiner jeder Generation weitergeben: Ein Kind sieht nur so weit, wie es selbst schauen kann. Aber wenn es auf den Schultern seines Vaters sitzt, kann es viel weiter blicken. Wir mögen zwar glauben, dass die spirituelle Größe der Generationen abnimmt (*Jeridat haDorot*), doch wir stehen auf einem Fundament, das uns von unseren Vorfahren hinterlassen wurde – wie Zwerge auf den Schultern von Riesen.

Zu diesen Frankfurter „Riesen“ gehören Namen, die weit über die Stadt hinaus Bedeutung haben: Rav Jakob Jehoschua Falk (*Pnei Jehoschua*), Rav Nathan Adler, sein Schüler Rav Pinchas Horowitz, dessen berühmter Schüler Rav Moses Sofer (*Chatam Sofer*) sowie selbstverständlich Rabbiner Samson Raphael Hirsch, der Begründer der Neoorthodoxie. Doch dies ist nur ein kleiner Ausschnitt. Bereits vor Arnsbergs Chronik gab es das monumentale Werk *Frankfurter Rabbinen* von Markus Horovitz, selbst ein bedeutender orthodoxer Rabbiner der Stadt. Sein vierbändiges Werk (1882–1885) beschreibt die Rabbiner Frankfurts von R. Simon Hadarschan (ca. 1200) bis R. Pinchas Horowitz (1805) und umfasst hunderte Biographien – ausschließlich der orthodoxen Linie, also ohne spätere moderne oder

liberale Rabbiner. Frankfurt war über Jahrhunderte ein Ort intensiven jüdischen Lernens, spirituellen Ringens und lebendigen religiösen Lebens. Unterschiedliche Traditionen trafen hier aufeinander: strenge osteuropäische Gelehrsamkeit, deutsche Genauigkeit, sefardisch-kabbalistische Einflüsse und später der moderne, integrative Ansatz der Neoorthodoxie. So entstand eine besondere Mischung, die bis heute die Gemeinde prägt: ein tiefes Bewusstsein für Tradition, verbunden mit der Fähigkeit, auf gesellschaftliche Entwicklungen zu reagieren. Aus den Schriften und Biographien dieser Rabbiner erkennt man schnell, dass sie nicht nur Religionsgelehrte waren, sondern auch Lehrer, Erzieher, Gemeindeführer, Seelsorger, Debatierer, Brückenbauer – und manchmal auch Kämpfer für Reformen oder für die Bewahrung der Tradition. Und alle sahen es als ihre wichtigste Aufgabe an, jüdisches Wissen weiterzugeben – nicht nur als Theorie, sondern als lebendige Praxis.

Eine ihrer zentralen pädagogischen Lehren findet sich im Werk des Pnei Yehoshua. Rav Jaakov Jehoshua Falk betont immer wieder, wie stark Lernen durch Sehen ist. Aus talmudischen Diskussionen über das Zeugnisrecht entwickelt er die Idee, dass Theorie zwar Wissen vermittelt, aber Beobachtung Präzision. Wer nur erklärt, was zu tun ist, gibt Regeln weiter. Wer zeigt, wie etwas getan wird, ermöglicht echtes Verständnis. Wie ein Handwerk erst durch praktische Erfahrung wirklich beherrschbar wird, so gilt das auch für religiöse Praxis, Ethik und jüdisches Leben. Für mich bedeutet das: Unsere Schüler – gerade, wenn sie säkular aufwachsen – brauchen eine persönliche Beziehung zu ihren Lehrern. Sie müssen erleben, dass jüdisches Leben nicht abstrakt ist, sondern warm, menschlich und zugänglich. Vertrauen entsteht durch Nähe. Und aus Vertrauen wächst Offenheit für Tora und Mitzwot.

Auch Rabbiner Samson Raphael Hirsch ist für mich ein bedeutendes Vorbild. Sein Ansatz von *Tora im Derech Eretz* wird oft als Verbindung von Tora und weltlicher Bildung verstanden, doch er meint viel mehr. In seinen *Neunzehn Briefen* formuliert er:

„Manche sagen: ‚Sei ein Mensch draußen und ein Jude im Zelt.‘ Doch dies ist nicht der jüdische Wahlspruch. Der lautet: ‚Sei ein Jude in allen deinen Wegen.‘“

Hirsch weist damit sowohl die Assimilation zurück, die das Judentum ins Private drängen will, als auch die Abschottung vor der modernen Welt. Ein Jude soll die Welt mit seinen Werten prägen. Weltliche Bildung ist ein Werkzeug, kein Gegner. Beruf, Wissenschaft, Sprache und Kultur dienen dazu, die Schöpfung zu verstehen und Verantwortung zu übernehmen. Sein pädagogisches Vermächtnis war revolutionär: eine Schule, die höchste religiöse Bildung mit bester weltlicher Bildung verband. Ein Ort, an dem Schüler lernten, dass sie nicht zwischen moderner Bürgerlichkeit und religiöser Identität wählen müssen – sondern beides zu einem Ganzen verbinden können. Diese Vision prägt bis heute das Verständnis jüdischer Bildung in Frankfurt.

Nach der Schoa entstand hier vor rund 80 Jahren eine neue Gemeinde. Sie war – und ist – geprägt von unterschiedlichen Herkunftskulturen, Traditionen und religiösen Stilen. Die Überlebenden prägten die religiösen und sozialen Strukturen der ersten Jahrzehnte. Seit den Achtzigern kamen dann die Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion hinzu, die bereits untereinander in jeglicher Hinsicht

heterogen sind. Dieses Nebeneinander ist Herausforderung und Reichtum zugleich. Rabbiner stehen daher heute vor der Aufgabe, einerseits die jüdische Tradition tief und authentisch zu bewahren und weiterzugeben und andererseits sie in das Leben der heutigen Generation zu übersetzen, die mit neuen Fragen konfrontiert ist: Digitalisierung, Individualisierung, wachsende Säkularität, Identitätskonflikte und nicht zuletzt zunehmender Antisemitismus. Der Kern unserer pädagogischen Verantwortung bleibt jedoch unverändert: eine jüdische Identität zu ermöglichen, die tragfähig ist – im Kopf, im Herzen und im Alltag.

Wir tragen die Verantwortung für ein Erbe, das größer ist als wir selbst: das Erbe der Rabbiner, Lehrer, Familien und Kinder, die vor der Schoa hier lebten und deren Stimmen verstummten – aber nicht ihre Lehren. Wir sind die Generation, die ihre Geschichte kennt, ihre Wunden sieht, aber auch die Chancen einer neuen Zeit hat. Und wir sind die Generation, die entscheiden muss, welches jüdische Leben unsere Kinder und Enkel hier erleben werden. Unsere Aufgabe ist es, die Vergangenheit nicht nur zu bewahren, sondern sie als Kraftquelle für die Gestaltung der Gegenwart zu nutzen. Aus dieser Haltung kann eine Zukunft entstehen, die jüdisches Leben in dieser Stadt nicht nur schützt, sondern wachsen lässt. Wenn wir uns auf die Schultern unserer Riesen stellen, werden wir weiter sehen. Und wenn wir unsere Kinder auf unsere Schultern nehmen, werden sie weiter blicken als wir – in eine hoffentlich sichere und reiche jüdische Zukunft, getragen vom Mut, der Liebe und der Verantwortung, die uns unsere Vorgänger hinterlassen haben.

MIT DER UNGEWISSHEIT LEBEN. EINE ART ZWISCHENBILANZ

Gad Arnsberg

